

Nr. 95. Bromberg, den 27. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(10. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man zu der Tür, die er eben aufschließt, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. „Ins Unabänderliche“, sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es soweit sei, „ins Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben.“ Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr. Ein Stück davon läuft über seinen Ärmel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. „So spät?“ Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Tür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Ebenso leise, ebenso schnell ist er an der Hintertür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschlossen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schloß herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubentür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Tür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf den Flur. Er kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch. Neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Ännchens Bett, und ihre Mutter sitzt daran. Christiane merkt nicht, daß die Tür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen würden weinen, machten Tränen den Blick nicht trüb. Aber nun kommt die Röte auf des Kindes Wange wieder, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und siec säh's nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist's, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt. Wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen und sich angekleidet; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt. Daß der alte Gesell alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hintertür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand's vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt. Apollonius hatte sogleich den Arzt und sodann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Ännchen gebeugt, wie sie jetzt tat. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchens wegen anbefohlen; und war gegangen aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrwahn glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wär' alles gut, läge sie an seiner Brust; als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knien liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, so krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Ännchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er's gesagt. Einer Mutter wären Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius' Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müsse, war er auch jetzt nicht mehr da. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammertüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließe, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen, und als ein anderer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Ännchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Ännchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt tun wollte, tat sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Tür, aus der e r gegangen war, setzte hinzu: und weil e r ' s gesagt. „Da ist der Vater, Ännchen,“ sagte sie dann; sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß, aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du hast immer nach ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen.“ Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: „sie tut so süß, um dich zu hintergehn. Sie haben's verabredet, als er da war.“ Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr: „Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht, Ännchen? Du bist ja so ein gut' lieb' Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm' lieb' Ännchen, weil er laut spricht. Er meint's nicht bös deshalb.“ Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bettchen treten und zu dem Kinde sprechen, wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank. Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts als das Ticken der Uhr. Und das wurde immer schneller, wie das Klopfen eines Menschenherzens, das Schlimmes kommen ahnt. Die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht. Valentin stand auf von seinem Stuhle, um das Licht zu putzen. Die Brust des Kindes röchelte; es wollte sprechen, es konnte nicht. Es wollte mit den Händchen nach dem Vater langen; es konnte nicht. Es konnte nichts, als die Arme seiner Seele nach dem Vater ausstrecken. Aber des Vaters Seele sah die flehenden nicht. In ihren Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll

und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind ist abgerichtet von seinen Feinden. Es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wär's wirklich krank, so wäre es absichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen. Und stürb's, so würde sein Sterben noch ein Kupplerdienst sein, den es seinen Feinden tut. Wäre sein Auge nicht selber so krank, daß es ihm außen nur immer das Eine zeigt, über dem seine Seele innen unablässig brütet, er müßte es am Gesichte der Mutter sehen, an dem Ton ihrer Stimme hören; sie verstellt sich nicht, das Kind ist wirklich krank und sehr krank. Aber ihre Weichheit, ihre Angst ist ihm nur die Angst ihres Gewissens, die Angst vor seiner Strafe, die sie verdient fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg und geht hinaus, um sich draußen auszuweinen. Der Mann steht auf und nähert sich leise der Frau, ohne daß sie ihn bemerkt. Er will sie überraschen und das gelingt ihm. Sie erschrickt, wie sie plötzlich über dem Bette jäh vor sich ein entstelltes Menschenantlitz sieht. Sie erschrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erschrickst? Weißt du warum?" Sie hat ihm selber sagen wollen, daß Apollonius in der Stube gewesen ist, aber noch hat sie es nicht gekonnt. Vor dem Bette des kranken Kindes durfte sie's nicht; weil sie weiß, er wird auffahren. Den Anblick seiner Roheit hat sie dem Kinde erspart, als es noch gesund war, wenn sie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortet ihm nicht, aber sie sieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind. „Er war da! War er nicht da?" fragte er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er's nicht erst zu erfahren braucht. Und seine Faust hebt sich geballt. Ännchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht. Die Frau sieht es; ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen. Sie sieht ihn mit einem Blicke an, in dem alles steht,was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann. Er sieht nur ihr Erschrecken, daß er's weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn. Ein Schrei klingt. Das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen. Die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt. Fritz Nettenmair geht in die Kammer. Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache, oder Schreck über das, was er getan. Er sinkt aufs Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn selbst betäubt. Er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft; ebenso hört er diesen kommen und gehen. Ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius Flüstern und seinen leichten Schritt vernehmen kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Tun und nennt Ännchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder sterben und morgen sind sie lebendiger als je!" Aus dem fieberischen Horchen und sich Beruhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie der seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!" Aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue sollen reißen, in welchen Apollonius in seinem Fahrzeuge hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hört er die Tür der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers aus ungeheurer Höhe. Da ward ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen und dazwischen ist es wieder still. Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken **kann**, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind; wer kennt es nicht? wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt? Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. „Ins Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben." Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig. Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger Nutscher. „Da ist er ja! Nun wird's famos!" klingt's aus der Ferne vom roten Adler herein in seinen Schlaf. Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort. Und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Ännchens Seele sich zu einem besseren Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde Tat des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen.

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius dagegen war schon lange munter. Vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Der Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt, scheuchte nachts den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könne sie mit anderen als den Augen eines Bruders und Schwagers ansehen. Und das schien begreiflich, da der Bruder wußte, sie war ihm mehr gewesen, bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. „Aber", fiel ihm dann ein, „hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht." Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre und ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife, und zu Taten verführe, wie sie sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau. Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn herunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinuntergegangen war. Es war nicht allein Ännchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag. Auch das Mitleid mit Ännchens Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgeredet hätte, wäre ein solch' Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfnis und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise, wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: „Ist's, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einstehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten und ich will's in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!" —

(Fortsetzung folgt.)

Die Strafe des Himmels.

Von Georg Hirschfeld.

Hennes war ein kluger und gefälliger Junge, aber seine Eltern wünschten, daß er nicht auf der Welt wäre. Wie ging das zu? Zunächst — Jakob Schniegel, der Vater, war von Beruf Friseur, er lebte also in einer Welt von Schönheit. Grazie und Beweglichkeit waren sein Geschäft. Hennes, sein einziger Sohn, aber war mit verrenkten Hüften geboren und watschelte erbärmlich. Er war nicht zu gebrauchen. Die beiden Mädchen, hübsch und flink, genügten ja auch — die konnten fürs Geschäft erzogen werden. Für Veronika, die Mutter, war Hennes geradezu eine Pein. Mit ihrer gefärbten Reklamefrisur, die Attraktion der Herrenkundschaft, schämte sie sich des kleinen Krüppels, den sie zur Welt gebracht hatte.

Dennoch — man war behutsam und wagte seine innersten Gedanken nicht zu äußern. Die Stadt am Rhein war fromm, über dem seichten Geschwätz stand drohend das Gebot der Kirche. Sündige Wünsche wurden auch im Friseurladen schwer angerechnet. So schwiegen denn die verbitterten Eltern und sagten sich nur mit den Augen, wovon sie, ach so gern befreit gewesen wären.

Sonderbarerweise flüchtete sich aber der verachtete Hennes nicht zu der Macht, die ihn geschützt hätte. Er hockte nicht in der Kirche, er nützte die Gunst des strengen Beichtvaters nicht aus. Weitab hielt er sich von allen Lichtscheuen, gerade ihn, das Stiefkind der Natur, trieb es in ein wildes, freies, romantisches Leben. Er war froh, nicht in dem muffigen Friseurladen stecken zu müssen. Kaum hatte er die Schularbeiten fertig, so sah man ihn auch schon bei den Kameraden, die ihre schönen und gefährlichen Spiele am Rhein trieben. Im Sommer zimmerten sie sich ein Floß und ließen sich stromabwärts tragen — im Winter wagten

sie sich aufs Eis, wenn noch niemand die Tragfähigkeit festgestellt hatte. In dieser wilden Gesellschaft war Hennes beliebt und unentbehrlich. Niemand achtete auf sein Gebrechen, weil er die besten Einfälle hatte und am meisten wagte. Sehr unnütz war dieses Bubenleben — und doch, Hennes fühlte, daß hier, nur hier sein Beruf wuchs.

In den Bürgerhäusern wurde gegen die „Strandräuber", wie die wilde Zunft sich bezeichnete, geeifert. Erboste Elternsorge klagte oft genug den Sohn des Friseurs als Verführer an. Aber es war auffallend, daß Jakob und Veronika Schniegel sich nie gegen ihren schlimmen Sprößling wandten. All die Beschwerden nahmen sie mit freundlicher Gelassenheit hin. Sogar als der Herr Vikar einmal den Laden betrat und mit einem Blick auf Hennes sagte: „Es ist nicht ratsam, den Langmut des Himmels herauszufordern", frisierte und barbierte man harmlos weiter. Niemand ahnte, was in Hennes Eltern wirklich vorging. Duft und Geschwätz verhüllten den Abgrund ihrer Seelen. Da unten, in schwarzer Tiefe, verstanden sie sich: „Der Rhein ist gut. Er soll nur immer mit den Jungen am Rhein spielen. Wenn er es am tollsten treibt, um so besser. Dann wird man sich nicht wundern, wenn es eines Tages heißt, er sei fortgeschwommen und komme nicht wieder. Dann sind wir die Pein seines Anblicks los."

Dieser höllische Wunsch also lebte in dem glückseligen Friseurladen. Niemand wußte davon. Niemand hätte es für möglich gehalten.

An einem dunklen Wintertage aber lief ein böses Gerücht durch die Stadt. Weit draußen, an der Brücke von Caub, wo der Eisgang war, sei ein Unglück geschehen. Schulbuben hätten sich tollkühn auf eine Scholle gewagt, und der Strom habe sie davongetragen. Einer sei ins Wasser gestürzt, und da er nicht schwimmen konnte, nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Dieses Gerücht kam natürlich auch bald in den behaglich duftenden Friseurladen. Es konnte sich selbstverständlich nur um die „Strandräuber" handeln. Wer aber war der Ertrunkene, der eine, der nicht schwimmen konnte? Man schonte Jakob und Veronika Schniegel noch, aber man wußte es schon: ihr Hennes kam in Frage. Seltsam zeigte sich die Wirkung dieses Schicksalsschlages auf die Friseurleute. Sie grinsten und dienerten vor ihrem Publikum, so lang es möglich war — dann aber packte es sie plötzlich, sie wurden fahl und stumm, und ließen alles stehen und stürzten in ihr Hinterstübchen.

Hier standen sie sich wie wütende Raubtiere gegenüber.

„Du hast es gewünscht!" schrie Jakob.

„Du hast es gewünscht!" zeterte Veronika.

„Der Vikar wird kommen und sagen: Das ist die Strafe des Himmels! Der Vikar hat dich durchschaut! Du bist eine unnatürliche Mutter!"

„Und du, was bist du für ein Vater?"

Veronika ergriff eine große Brennschere und fuchtelte drohend damit herum.

„Ja, schlag mich nur tot!" winselte der Friseur. „Der arme Junge! Schließlich, Handlanger hätte er ja werden können! Die Leute haben ja auch Mitleid mit ihm!"

So tobten die fassungslosen Eltern widereinander und überhörten, daß es an der Tür des Stübchens geklopft hatte. Schließlich öffnete sich die Tür und sie sahen — ja, sie sahen ihren Sohn Hennes vor sich. Verlegen, als ob er nun doch einmal eine Strafe fürchtete, kam er herein.

Nichts hatte er weniger erwartet, als diese Wirkung seines Erscheinens. Ein stürmischer, sinnloser Freudenschrei empfing ihn. Nie hatten Vater und Mutter ihn umarmt — nun wurde der bestürzte Hennes immer wieder von einem zum andern geworfen.

„Bist du's? Bist du's? Ach, Junge, wir dachten, du lägst im Rhein!"

„Das war ich ja nicht. Das war Bruno Schölermann — der konnte sogar schwimmen. Ich turne aber besser als alle — ich habe mich an der Brücke festgehalten."

Es war wie ein Traum. Zum erstenmal legte Vater Schniegel mit lachendem Stolz seinen Arm um Hennes: „Wahrhaftig! Bist du solch ein Mordskerl!? Nun, ich sage dir, dafür kannst du dir auch heute wünschen, was du willst! Nicht wahr, Mutter? Was er will!"

Veronika schluchzte: „Nu ja doch! Es ist doch unser Einziger! Sag nur, sag nur, mein Junge — was wünschst du dir?"

Da kam aus den schönen Augen ihres Watschel-Hennes ein tiefer, mahnender Blick: „Schickt mich fort. Laßt mich in Holland zu Schiff gehen. Sie nehmen mich schon."

Betroffen sahen die Eltern sich an: „Du willst nicht bei uns bleiben?"

„Nein. In dem Friseurladen kann ich nicht bleiben."

Da nickten Vater und Mutter, als wollten sie sagen: „Geh nur. Nun gehörst du uns ja doch."

In deinem Alter.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Ich habe eine Statistik über Ermahnungen von Eltern an ihre Kinder angelegt. Es gibt Statistiken über dreiundzwanzigtausendachthundertfünfundsechzig Dinge, von der Gewichtsabnahme bei spiritistischen Sitzungen bis zum Senfverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung. Warum also nicht auch einmal eine Ermahnungsstatistik zwischen Eltern und Kindern?

Zuerst dachte ich, solcher Ermahnungen gäbe es so viele wie Sand am Meer. Nämlich, wenn man vom Auftakt ausging. Ich notierte mir:

„Laß das, Hansi . . ."

„Pfui, Lotte . . ."

„Schämst dich denn gar nit, Mariele . . ."

„Nein, jetzt aber so was, Trudi . . ."

„Fritz, Fritz . . ."

„Da soll denn doch ein Hageldonnerwetter, Max . . ."

„Ei, ei, Mareli . . ."

„Potz Blitz und Karawanken, Junge . . ."

„Na, warte, Karl . . ."

„Junge, Junge, Junge . . ."

Auch die Fortsetzungen waren noch einigermaßen verschieden. Aber der Schluß, der Schluß war stets derselbe. Alle, alle liefen sie in einen einzigen Schlußsatz aus:

„In deinem Alter habe ich . . ."

Das heißt, was die Eltern in dem Alter ihrer Kinder hatten, waren, taten oder unterließen, ging ja auch scheinbar wieder auseinander, aber in Wirklichkeit wars doch dasselbe. Denn es kam immer auf eine unabänderliche Bravheit oder Wohlanständigkeit hinaus, ob sie sagten:

„In deinem Alter habe ich nicht so viel Butter auf das Brot bekommen . . ." oder

„In deinem Alter habe ich noch gar nicht gewußt, wie ein Theater von innen ausschaut . . .", oder

„In deinem Alter hatte ich noch keine Ahnung von einem Federhut . . . .", oder

„In deinem Alter ist uns der Schnabel sauber geblieben von . . .", oder

„In deinem Alter hätten wir es nicht gewagt, zu . . .", oder

„In deinem Alter würden wir uns zu Tode geschämt haben, wenn . . .", oder

„In deinem Alter würden wir uns die Finger danach abgeschleckt haben, wenn unsere Eltern . . .", oder

„In deinem Alter wären wir kreuzfroh gewesen, haben, wenn . . .", oder

„In deinem Alter hätte man uns verwichst, daß wir nicht mehr stehen, sitzen oder liegen hätten können, wenn wir uns unterstanden hätten . . ."

Der letzte Satz hat den erhebendsten Eindruck auf mich gemacht. Nämlich, weil die betreffende ungezogene Liesel, an die er mit Augenrunzeln und Donnergepolter gerichtet war, darauf erwiderte:

„Ah, Vater, das muß aber fein gewesen sein."

Der entsetzte Vater brachte mit Müh und Not ein „Warum" heraus.

„Weil, wenn ihr nicht mehr stehen, liegen oder sitzen konntet", sagte Liesel ernsthaft und ganz in einer Vorstellung versunken, „dann habt ihr ja fliegen müssen, Vater."

Nein, bitte, das war durchaus nicht frech, sondern sachlich. Denn Kinder sind in diesen Dingen immer sachlich. Während die Eltern in Dingen der Ermahnung . . nun, ich habe neulich bei einem Vater, mit dem ich selbst einmal zur Schule ging, merkwürdige Dinge festgestellt.

Da war ich also bei Rechnungsrats eingeladen. Rechnungsrat Übelacker ist ein prächtiger Vater zu seinen Kindern. Aber wenn Gäste da sind, so ermahnt er sie. Er ermahnt sie unter allen Umständen. Vielleicht glaubt er, es gehöre zum guten Ton, oder er sei das seinen Gästen schuldig, oder seinen Kindern, oder sich selber, ich hab's nie herausbekommen können. Aber er hat mir immer leid getan, wenn wir schon beim Obst angelangt waren und mein Freund, der Rechnungsrat Übelacker, bereits anfing, ungemütlich auf seinem Stuhle hin und her zu rutschen, weil bis anhin die Kinder noch nicht den geringsten Anlaß zur Ermahnung zu geben schienen.

So war's auch diesmal. Ich konnte es nicht mehr ansehen. Ich nahm mich zusammen und schnitt dem rechnungsrätlichen Fritzl eine heimliche Grimasse über den Tisch hinüber. Natürlich lachte er. Ich verlängerte meine Grimasse ins Erstaunte. Natürlich platzte er jetzt vor Lachen.

Sofort lösten sich des Rechnungsrats gespannte Züge wohltätig, als er jetzt mahnend an seinen Teller klopfte und verkünden konnte:

„Fritz, das muß ich dir denn doch sagen, in deinem Alter habe ich niemals ein so blödsinniges Gelächter aufgeführt —

mach, daß du vor die Türe gehst, damit — damit du weißt, wie man sich bei Tisch anständig beträgt."

Ich dachte mir, es sei sehr unwahrscheinlich, daß man das anständige Benehmen bei Tisch vor der Türe draußen erlernen könne und drückte diesen Gedanken in einer dritten heimlichen Grimasse aus, für mich privat natürlich. Ebenso natürlich schepperte aber der Rechnungsratsfritz darüber vor Lachen und ging ein Drittel betrübt, ein Drittel vergnügt und ein — Drittel ahnungslos vor die Türe.

„Es ist ein Jammer mit den Kindern heutzutage", sagte Rat Übelacker etwas unsicher zu mir.

„O", sagte ich, „nicht nur heutzutage, es war zu unserer Zeit nicht besser, aber dafür schlimmer."

„Sooo?" sagte mein Freund, der Rechnungsrat.

„Ja, ich erinnere mich an zwei Buben, die einem Gaste gegenübersaßen, der einen kleinen unscheinbaren Haarbüschel auf seiner Nasenspitze hatte."

„So?"

„Ja, und das machte den beiden Jungen einen solchen Heidenspaß, daß sie sich beinahe kugelten vor Lachen."

„So, am Tisch?"

„Freilich, so daß der Vater schließlich sagen mußte, das sei ja ein schandbares Betragen, und als er so jung gewesen sei, habe man Kinder mit derartiger Aufführung jämmerlich verhauen, und er solle sofort vor die Türe gehen, damit er besseren Anstand lerne, der Heinrich."

„Der Heinrich?"

„Ja, natürlich, der Heinrich, denn es ging doch nicht gut an, mich als eingeladenen Jungen auch vor die Türe zu setzen."

„Dich? und der andere —?"

„Der andere? Aber das warst doch natürlich du, Heinrich."

„Soso — hm ja — soso —"

In diesem Augenblick schien das anwesende Erziehungsfräulein Nasenbluten zu kriegen. Wenigstens ging sie mit dicht angepreßtem Taschentuch auch rasch vor die Türe. Und es war mir nur schleierhaft, warum sie dabei das ganze Gesicht zudecken mußte.

Gleich darauf schien der Frau Rechnungsrat ein Apfelbröckchen in den unrechten Schlund gekommen zu sein, so daß sie ein merkwürdig komisches Gesicht machen mußte und von ihrem Gemahl einen unbeschreiblichen Blick erhielt. Was sie veranlaßte, ebenfalls ein wenig vor die Türe zu gehen.

„Da wir jetzt unter uns sind," begann der Rechnungsrat unbehaglich, „so muß ich dir nun sagen . . ." Ich merkte sofort, daß es eine umfängliche Predigt werden sollte und sagte:

„Komm, alter Junge, sei nicht tragisch, dein Sohn ist im übrigen ein famoser Kerl."

„Warum?"

„Ei, er hat kein Wort davon gesagt, daß ich mit meiner Gesichterschneiderei an seinem Gepruste schuld war."

„Du? Nun, da muß ich denn doch sagen — hm ja, ich glaube, du hättest diese Geschichte, an die ich mich übrigens gar nicht mehr erinnere, nicht gerade jetzt — und im übrigen vermute ich, daß ich damals nicht so entsetzlich geprustet habe, wie mein Fritz vorhin — wenn du's schon erzählen mußtest, dann hättest du doch wenigstens auch diesen Unterschied —"

„Aber Heinrich, dann hätte ich ja auch den anderen Unterschied —"

„Welchen anderen Unterschied, bitte?"

„Nun, du hast damals, als du vor die Türe gehen mußtest, nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß eigentlich das luftbewegte Haarbüschelchen auf des Fremden Nase dran schuld war, während dein Fritze heut' mich nicht verraten hat, sondern erheblich netter war, als du in seinem Alter damals —"

„Hm, hast du auch fernerhin die Absicht, alte Freunde derart bloßzustellen —"

„Mit Vergnügen, solange sie nicht zugestehen wollen, daß sie im Alter ihrer Söhne ganz genau so frech, so dumm, so nichtsnutzig, so unbekümmert und so — kreuzvergnügt gewesen waren, Gott sei Dank, als eben diese Söhne."

Die Schlange.

Von Peter Scher.

X. hatte eine kluge Frau, die trotzdem eines Tages den Wunsch aussprach, einmal zur wöchentlichen Herrenunterhaltung mitgenommen zu werden.

Obgleich es eigentlich nicht üblich war, widersetzte sich X. ihrem Wunsche nicht weiter, denn auch Frau Y. war gelegentlich schon dabeigewesen.

Es ging auch alles gut. Die Herren schwenkten, nachdem sie sich in galanten und schöngeistigen Wendungen verausgabt hatten, allmählich zur Politik über — nicht ohne bedeutungsvoll und wohlwollend zu blinzeln, als sie bemerkten, daß Frau X. wie von ungefähr zu den Zeitschriften griff und darin blätterte und, sich Notizen machend, eine Art der Unterhaltung betätigte, die ihr im Gegensatz zur sozusagen produktiven Erholung der Männer zukam.

Wie es so geht, erhitzten sich allmählich die Gemüter, die Weltanschauungen wirbelten, die Rück- und Ausblicke kreuzten, die Prophezeiungen verstiegen sich, und ohne daß sie es merkten, hatten die Politiker vergessen, daß eine Frau am Tische saß, die ihrerseits, scheinbar ganz in ihre Zeitschriften und ihr Gekritzel vertieft, nur hin und wieder blitzschnell auf- und sogleich wieder in ihre Blätter sah.

Am andern Morgen sagte Frau X. beiläufig zu Herrn X.: „Da hab' ich etwas Merkwürdiges gefunden. Das muß ich dir vorlesen."

Als sie fünf Minuten gelesen hatte, rief Herr X. beleidigt: „Hör' bitte auf — das ist nicht auszuhalten! Wie kommst du nur auf die Idee, mir so einen Stumpfsinn vorzulesen! Das ist doch wohl aus einem Irrenhaus!"

Sie aber hauchte sanft: „Albert — du weißt doch, daß ich stenographiere!?"

„Wie denn!?" sagte Albert und ihm war, als ob er von einem leichten Zittern befallen würde.

„Gestern abend!" sagte sie schlicht. „Ich habe alles wörtlich nachgeschrieben!"

„Oh —!" sagte X. Mehr konnte er nicht sagen.

Aber gütig, wie Frauen sind, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sagte tröstend: „Nimm dir's nicht so zu Herzen, Albert. Schließlich sind wir Frauen doch noch zu jung in der Politik, als daß wir sie schon ganz begreifen könnten!"



□ □ Bunte Chronik □ □



*** Sachse und Preuße.** Ein Sachse und ein Preuße sitzen eines Tages im Bahnhofswartesaal von Dresden. Der Preuße will nach kurzem Besuch die sächsische Hauptstadt verlassen. Sie trinken schließlich eine Tasse Kaffee. Der Preuße zieht sein Notizbuch heraus und läßt einen dicken Tropfen Kaffee auf ein Blatt des Büchleins fallen. „Was machen Sie da?" fragt der Sachse erstaunt. „Nun", sagte der Preuße, „ich muß mir doch ein Andenken an Ihr Ländchen mitnehmen, da habe ich mir einen Tropfen Kaffee aufbewahrt. Das Beste im ganzen Lande ist dochentschieden der Blümchen-Kaffee." Der Sachse ist über diese Anulkerei tief gekränkt. So kommt es, daß er lange Zeit später, als er seinerseits die Stadt Berlin besucht hat und nun mit seinem Freund kurz vor der Abreise in der Bahnhofswirtschaft sitzt, die Sache von damals nicht vergessen hat. Er nimmt die Kaffeekanne, schlägt sie mit dem Ausguß gegen den Tisch, so daß die Schnauze der Kanne abfällt, und steckt sich die Scherben ein. Der Berliner ist über dieses seltsame Gebahren ebenso erstaunt als verblüfft und bittet um Aufklärung. „Ja sehen Sie," sagt der Sachse, „jetzt war ich in Berlin, und da muß ich mir doch ein Andenken mitnehmen. Ich habe mir einen Teil der Kaffeekanne aufbewahrt. Am charakteristischsten für Berlin ist doch die große Schnauze." — In diesem Augenblick rief der Schaffner zum Einsteigen auf, so daß der Sachse die Antwort des Berliners erst gar nicht mehr abwarten konnte.

*** Ein salomonisches Urteil Goethes.** Als Goethe einmal seinen alten Freund, den Dichter und Homerübersetzer Joh. Heinrich Voß, in Heidelberg besuchte, zeigte ihm dessen Frau mit hausfraulicher Freude und Wichtigkeit ihr ganzes Haus; sogar den Gänsestall mußte Goethe in Augenschein nehmen. Aber er tat es so liebenswürdig und interessiert, daß sie es schließlich wagte, ihn um einen häuslichen Schiedsspruch zu bitten, und auch in dieser Sache gelang es Goethe, wie Bode erzählt, die brave Hausfrau zu befriedigen. „Sie sind ja nun einmal ein Mann, der in allen Dingen Bescheid weiß," redete sie ihn an, „so mögen Sie einen Streit schlichten, der zwischen mir und meinem Mann über ein Stück Kamelott entstanden ist." „Nun, so bringen Sie das Zeug her!" rief Goethe. „Mein Mann will einen Schlafrock davon haben und ich einen Vorhang für sein Büchergestell; ich halte das für nötiger, weil die Bücher durch den Staub zugrunde gehen." „Ei was!" erwiderte Seine Exzellenz. „Was zanken Sie sich darum! Teilen Sie das Stück und machen Sie Ihrem Mann nur ein Kamelottjäckle, und aus dem anderen Stück können Sie ein Vorhängle für die Bücher machen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.